

Henryk Grynberg

Henryk Grynberg (Pseudonym Robert Miller, Józef Salamowicz) wurde am 4. Juli 1936 im Dorf Radoszyna in Masowien geboren. 1942 entging er mit seinen Eltern dem Transport ins Todeslager Treblinka. Gemeinsam mit seiner Mutter überlebte er mit Hilfe „arischer Papiere“. Sein Vater wurde während des Zweiten Weltkrieges von ortsansässigen Bauern erschlagen. Die Suche nach dessen Grab wird in Grynbergs Schaffen zu einem wichtigen Motiv und zum Thema des Dokumentarfilms „Geburtsort“ (1992) von Paweł Łoziński über die Exhumierung des Leichnams von Abram Grynberg. Von 1954 bis 1959 studierte Henryk Grynberg an der Fakultät für Journalistik der Warschauer Universität Journalistik, von 1958 bis 1967 arbeitete er als Schauspieler am Staatlichen Jüdischen Theater der polnischen Hauptstadt. Sein schriftstellerisches Debüt, Prosa und Lyrik vor allem mit jüdischer Thematik, stellte Grynberg Ende der 50er und in den 60er Jahren in Polen vor. Wegen der kommunistischen Zensur und der in Polen beginnenden antijüdischen Kampagne kehrte Grynberg 1967 von einer USA-Tournee des Jüdischen Theaters nicht mehr in sein Heimatland Polen zurück. Zunächst nahm er Gelegenheitsjobs wahr. Von 1967 bis 1971 studierte Grynberg Slawistik an der University of California in Los Angeles. Nach seinem Umzug nach McLean bei Washington erschienen regelmäßig Publikationen in Zeitschriften des polnischen Exils und seiner neuen Heimat USA. So schrieb Henryk Grynberg u.a. für die polnischsprachige Ausgabe der Zeitschrift „Ameryka“, bis 1991 arbeitete er für die US Information Agency und verfaßte unter dem Pseudonym Robert Miller Beiträge für die „Voice of America“.

In den 80er Jahren erschienen erste Veröffentlichungen des in Volkspolen verbotenen und tabuisierten Autors in Zeitschriften und Verlagen des polnischen Untergrunds, im sogenannten „zweiten Umlauf“. Ab 1987 wurde Grynberg auch wieder offiziell in Polen herausgegeben. Hauptadressat seiner Literatur bleibt auch nach seiner Entscheidung, seinen Wohnsitz nach der demokratischen Wende nicht in seinem Herkunftsland Polen zu nehmen, der polnischsprachige Leser. Grynbergs nicht selten das Bewußtsein seiner Leser erschütternden, aufrüttelnden und stark autobiographische Züge tragenden Werke richten sich gegen das Vergessen des Genozids an den polnischen Juden und der jüdischen Kultur, gegen die Fiktionalisierung der Shoah. Über den Genozid an den Juden zu schreiben, menschliche Schicksale der Opfer als auch der wenigen Geretteten festzuhalten, wird zur Verpflichtung, zur Obsession des Autors. Eine für immer verlorengegangene Welt wird literarisch rekonstruiert und

kann als ein symbolischer Wiedergewinn von Gedenken angesehen werden. Authentische Berichte, Zeugenaussagen von Überlebenden gewinnen gerade in den letzten, deutlich dokumentarischen, anklagenden Charakter tragenden Büchern Grynbergs an Bedeutung. Sie sind voller Widerstand, Wut und Abneigung gegen eine Welt, eine Kultur und eine Zivilisation, in der der Holocaust möglich geworden war.

Der Prosaist, Lyriker, Publizist und Essayist Grynberg gehört heute zu den bedeutendsten in polnischer Sprache schreibenden Schriftstellern jüdischer Herkunft. Für seine literarischen Werke, die in mehrere Sprachen, u.a. ins Englische, Hebräische und ins Deutsche übersetzt wurden, erhielt er mehrere hohe Literaturpreise: 1966 den Preis der in der Schweiz ansässigen Kościelski-Stiftung, 1976 die Auszeichnung der Londoner Exilzeitung „Wiadomości“, 1990 den Jurzykowski-Preis und 1991 den Stanisław-Vincenz-Preis.

Zu Grynbergs wichtigsten auch in deutscher Sprache erschienenen literarischen Werken gehören seine Essays „Unkünstlerische Wahrheit“ („Prawda nieartystyczna“). Berlin 1984, seine Romane „Der jüdische Krieg“ („Żydowska wojna“). Frankfurt/Main 1972, „Kalifornisches Kadisch“ („Kadisiz“), Frankfurt am Main 1993, „Kinder Zions“ („Dzieci syjonu“). Leipzig 1995 und seine Erzählungen „Drohobycz, Drohobycz. Zwölf Lebensbilder“ („Drohobycz, Drohobycz“). Wien 2000.

Der Holocaust als eine neue literarische Erfahrung¹

Der Holocaust begann für mich, als ich sechs Jahre alt war und die Angst von Erwachsenen als einen natürlichen Zustand akzeptierte, ebenso wie Umsiedlung, Flucht vor Deportation nach Treblinka, Verstecken im Wald und in Scheunen von Bauern, und danach, mit „arischen Papieren“ vorzugeben, jemand anderes zu sein. Arisch spielen war gefährlich, wie ich wußte, aber für mich war dieses Spiel einfach die Wirklichkeit, und ich hielt mich natürlicherweise an seine Prinzipien, weshalb es mir keine Schwierigkeiten bereitete. Es war das wichtigste Spiel meiner Kindheit, und es erweiterte mein Vorstellungsvermögen und hielt mich davon ab, jemals gelangweilt zu sein. Der Tod war wahrhaftig ein untrennbarer Teil des Lebens in jener Zeit. Ich sah keine Grenzen zwischen Leben und

¹ Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig. Vgl. Henryk Grynberg, *The Holocaust in Polish Literature*, in: *Notre Dame English Journal* Nr. 2 (April 1979); ders., *The Warsaw Ghetto in Polish Literature*, in: *Soviet Jewish Affairs*, London, Mai 1983; ders., *Prawda nieartystyczna* (Die nichtkünstlerische Wahrheit. Eine Essaysammlung). Warszawa 1994.

Tod, den ich mit Abwesenheit assoziierte. Jemand war da – und dann nicht mehr. Und da die meisten derer, die vorher um mich gewesen waren, abwesend wurden, sah ich darin nichts Besonderes. Erst viel später begann ich diese Abwesenheit zu spüren, und mit der Zeit ist sie immer schmerzlicher geworden.

Ich habe nicht die traditionelle Angst der Juden vor Fremden gespürt. Ich hatte keine Zeit, sie zu erben. Viel zu früh hatte ich mich an die Rolle eines Nicht-Juden gewöhnt, und als ein naturalisierter, d.h. eingebürgerter Jude tat ich das so genau, daß ich mich von den traditionellen jüdischen Schrecken und Angewohnheiten befreite oder eher sie von mir abhielt. Angst verspürte ich viel später, als ich verstand, was passiert war, und diese Angst ist zusammen mit meiner Lebenserfahrung gewachsen. Ich habe niemals Vertrauen zu Menschen entwickelt. Mein Heranreifen in einem korrupten, totalitären System lehrte mich, daß es mehr Schurken gibt, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und es sogar noch mehr von denen gibt, die sich auf ihre Seite schlagen und ihnen Platz machen, die Lügen in der Presse erzählen, im Radio und im Fernsehen, oder nur ein Stück von der Wahrheit zeigen und sie verzerren – sehr leicht – zum Vorteil dieser Schurken. Ich sträubte mich dagegen, jemandem nahe zu kommen oder enge Freundschaften zu schließen. In meinen frühesten Jahren wurde mir beigebracht, meine Gefühle und Gedanken zu verstecken, und ich habe niemals gelernt, sie in persönlichen Kontakten zu zeigen. Ich mußte Schriftsteller werden.

Von Anfang an veränderte sich alles um mich herum in atemberaubender Geschwindigkeit, und es war unmöglich, festen Boden zu finden. Ich wurde in eine Welt von Bauern, Grundbesitzern, Knechten, Vieh, Pferden und all den anderen Haustieren hineingeboren. In dieser Welt urinieren die Menschen gegen den Zaun, und jeder, die Frauen eingeschlossen, tat es im Stehen. Nur die Landbesitzer und Juden hatten Außentoiletten. In einer Entfernung von sieben Kilometern von dort lag die ergänzende jüdische Welt von mir: ausgetretene Stufen kleiner Kramläden; schiefe, geflickte Dächer; Schonbezüge und Tischdecken in gedeckten Farben und minimalen Mustern, aber mit ihnen die schönen Kerzenhalter aus Messing und Silber. Man ging an jüdischen Festtagen dahin, entlang der grünen polnischen Straße, über der sich der blau-weiße jüdische Himmel streckte. Die Wege und unebenen Bürgersteige waren gefegt und mit gelbem Sand bestreut worden. Nach den Gebeten und dem Festmahl stand man vor dem gereinigten Haus und schaute auf den leeren Marktplatz, wo niemand handelte oder stritt, weil das Prinzip des jüdischen Feiertags Frieden, Harmonie und gute Laune war. Diese Erinnerung kehrte in den Noten von Violine, Cello und Flöte zurück. Jahre später geschah es, daß

ich durch solche Kleinstädte fuhr, polnische, tschechische, slowakische. Da standen dieselben kleinen Läden mit den verbogenen Stufen – Grabsteine einer Welt, die es nicht mehr gab, und die aus irgendeinem Grund nicht einmal in den Reiseführern dieser Städte erwähnt wurde.

Auf daß mich niemand der sentimentalen Idealisierung bezichtige, füge ich gleich hinzu: Die Synagoge voller bärtiger Männer, in traurigen schwarzen Gabardinen eingehüllt, war zum Ersticken, und die orthodoxen Gebete waren zu lang, zu laut, zu nervös, zu hastig. Sie hatten sich über die Jahrhunderte akkumuliert, so daß sie lang sein mußten, und man mußte sie alle rezitieren, wenn man ein orthodoxer Jude war – daher die Hast. Des weiteren war es so, daß, wenn ein Jude betete, er am besten begriff, wie gefährlich es eigentlich war, Jude zu sein – deshalb die Nervosität. Ein Antisemit sollte ab und zu einmal träumen, daß er ein Jude sei, damit er begreifen kann, welchen Mutes es bedarf, Jude zu sein. Diese nervösen Gebete, die überhaupt nicht halfen und für die keiner Zeit hatte, sie mir beizubringen, verschwanden eines Tages zusammen mit der Menge der Gläubigen, der Synagoge, der Stadt und der Welt, die dort standen und auf mich gewartet und einen Platz für mich freigehalten hatte: entweder in der *shul* unter den *kobanim*, oder draußen unter den Rebellen. Nichts ist davon geblieben, und es gab niemanden mehr, gegen den man hätte aufbegehren können. Es war notwendig geworden zu vergessen, jemand anderes zu werden, und dieses Schicksal wiederholte sich mit seltsamer Maliziosität während eines Großteils meines Lebens – es gab keinen Platz, an dem ich lange bleiben konnte.

Statt eingeweiht zu werden in Millenia von Meditationen über Mensch und Gott, die so skrupulös in schweren Bänden über Jahrhunderte der Verfolgung aufgezeichnet worden waren, war es notwendig geworden, sich auf das Niveau eines Tieres zu begeben: sich tagein, tagaus zu verstecken, nur im Schutz der Nacht herauszukommen, nach Menschen auszuschaun und sie zu meiden, die Verstecke zu wechseln und die Verfolger von der Spur abzubringen, zu flüchten, den Atem im Heu einer Scheune anzuhalten, wenn der Bauer näherkam. Mit „arischen Papieren“, befohlen, kein Jude mehr zu sein, wurde mir beigebracht, das Vaterunser und das Ave Maria zu rezitieren, ging ich zur Unterweisung zu einem Priester, und innerhalb weniger Wochen war ich zu einem tiefgläubigen Christen geworden. Es war leicht. Die Geschichten des Priesters waren so bekannt, die Namen eingeschlossen, die in ihnen auftauchten, und ihre ethischen Lehren waren Nahrung, nach der ich am meisten hungerte. Die Kinder, die mit mir gemeinsam diesen Unterricht besuchten, spürten das und gaben mir den Spitznamen „Priester“. Und auch der Priester selbst blickte in meine Richtung, als er von „spiritueller Berufung“ sprach. Ich

hatte keinerlei Zweifel, und ist es nicht gerade das, worin das Glück unserer Kindheit besteht, an das wir uns bis an das Ende unseres Lebens erinnern? Ich war überzeugt vom Sieg Gottes, der Gerechtigkeit, des Guten über das Böse. Ich mußte lediglich gut, gerecht und fromm sein. Ich fand für mich eine Welt, oder vielmehr wurde diese mir gegeben, anstelle von der, die ausgelöscht worden war. Aber für wie lange?

Nach dem Armageddon mußte ich nicht mehr jeden Tag lügen und vorgeben, jemand zu sein, der ich nicht war. Aber wer war ich? Meine frühere Welt war eine Leere, nicht einmal ein Friedhof, da es keine Gräber gab. Ich kehrte mit meiner Mutter in die kleine Stadt mit denselben kleinen Läden zurück, aber sie waren von Fremden besetzt worden. Sollte diese Zivilisation bis zur Ära interplanetarer Reisen überleben, dann könnte jemand mit annähernder Lichtgeschwindigkeit abreisen und wenig später zurückkehren, um festzustellen, daß auf der Erde Jahrhunderte vergangen sind und es keine Spuren mehr von denjenigen gibt, die er oder sie kannte bzw. denen er nahestand. Meine Mutter kehrte angsterfüllt in ihr Stetl Dobre zurück, wie zu einem Gerichtshof, an dem Todesurteile ausgesprochen werden sollen. Was sie vorfand, waren nicht nur Urteile, sondern Bekanntmachungen, daß die Exekutionen bereits ausgeführt worden waren – ohne Berufung oder die Möglichkeit eines letzten Besuches. Und ich kehrte in Angst zurück, daß ich wieder ein Jude werden müßte. Ich wollte kein Jude sein in einer Welt, über die ich in meiner kurzen Zeit so viel gelernt hatte. Ich wollte in meiner neuen, sicheren Welt bleiben. Ich sprach weiter meine Gebete, machte das Zeichen des Kreuzes, ging zur Kirche wie ein verirrtes Schaf. In der Schule sagte ich katholische Gebete auf und nahm aktiv am Religionsunterricht teil, und weder die Lehrer noch die anderen Kinder waren darüber erstaunt – konnte man überhaupt noch ein Jude sein?

Wie fast alle anderen jüdischen Überlebenden zogen wir in die große Stadt, die weder jüdisch noch christlich, sondern heidnisch war. Geschäfte mit Spielzeug und Pfadfinderuniformen, zoologische Gärten (die von den Deutschen gut instandgehalten worden waren), Kinos mit amerikanischen, russischen und sogar deutschen Märchen für Kinder. Der Handel blühte in den großen und kleinen Geschäften, in Verkaufsbuden und Straßenständen. Die Schaufenster der Geschäfte waren voll mit Konservendosen verschiedener Armeen, mit Souvenirs, billigem Schmuck, der weiß der Himmel woraus gemacht worden war, mit bunten Süßigkeiten. Die Menschen versuchten, die verlorenen Jahre wettzumachen, als ob jemand einen Damm geöffnet hätte, der ihre Energie zurückgehalten hatte. Jene bunte heidnische Welt streckte uns ihre Arme entgegen, entzückte uns und versprach Vergessen insbesondere. Die Menschen mischten sich

leicht in Massen von ziviler und militärischer, halb ziviler und halb militärischer Kleidung, als Beute oder durch Demobilisierung erworben: englische, amerikanische, russische, sogar deutsche. Nur jüdische fehlte. Die jüdischen Überlebenden wechselten nicht nur ihre Kleidung, sondern auch ihre Namen, um sich mit der neuen Realität zu vermischen.

Andererseits gab es Sanatorien für jüdische Kinder, die an Tuberkulose litten, und säkulare Schulen – alle vom Geld schuldgeplagter amerikanischer Juden. In warme amerikanische Unterwäsche gekleidet, von nahrhaften amerikanischen, konservierten Lebensmitteln ernährt, mit hygienischer amerikanischer Zahnpasta und Insektenschutzmittel versorgt, wurden wir wie ein Schatz behandelt, den man aus einem großen Feuer gerettet hatte, als ein wertvolles Relikt. Wir sollten die jüdischen Leuchter aufnehmen und weitertragen, nicht zulassen, daß die Flamme erlischt, nicht aufgeben, nicht den Sieg der Mörder zugeben. Der Effekt war eine Mischung von Dingen: die Maccabäer und der Warschauer Ghettoaufstand, Passah und Erster Mai, die Heiligen Feiertage und die Große (Oktober-)Revolution. Hände streckten sich uns aus allen Richtungen entgegen, und wir hatten Mühe, das zu verstehen. In einem jüdischen Waisenhaus, vor dem Krieg erbaut für die zukünftigen *Ältesten der Juden* des Ghettos von Łódź, aßen wir aus den Händen der amerikanischen Bourgeoisie, während unsere kommunistischen oder kommunistisierenden Erzieher uns lehrten, die Bourgeoisie zu hassen, und sie trichterten uns Lehren aus einem Buch des bolschewistischen Pädagogen Anton Makarenko ein.

Nach und nach lehrte man uns immer weniger jüdische Geschichte, und man hörte mit dem Feiern jüdischer Feiertage auf. Nicht länger paukte uns irgendjemand ein, wie bedeutsam es doch sei, Jude zu sein. Was jetzt zählte, war die Klassenherkunft. Unsere Religion sollte der Klassenkampf, Sozialismus, Internationalismus sein. Weil unsere jüdische Abstammung angeblich weder den nichtjüdischen Studenten, mit denen wir uns an Ausstellungen zwischen den Schulen und an Demonstrationen zum ersten Mai beteiligten, noch den Pfadfinder- und Jugendorganisationen, noch den Führern unseres Staates wichtig war, hörte sie notgedrungen auch für uns auf, von größerer Bedeutung zu sein. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, daß, wenn jüdische Herkunft oder Jüdischkeit aufhören, etwas für die Nicht-Juden zu bedeuten, daß dann die Juden zu existieren aufhören würden. Jetzt waren unsere persönlichen Vorbilder junge Helden der polnischen kommunistischen Bewegung wie Hanka Sawicka, die im Kampf gegen die Nazis getötet worden war. Niemand hat jemals ihren wirklichen Namen, Szapiro, erwähnt, um zu beweisen, daß jüdische Herkunft nicht zählte. Auf Partys umschwärmten uns Studien-

kollegen, schleppten uns zum Tanzen, klopfen uns freundlich-familiär auf unsere Rücken, bewirteten uns im Jungenzimmer mit Wodka und wählten uns in allen Besprechungen und in alle Ämter unserer Jugendorganisation. Aber Ende der 50er Jahre kam es zum politischen „Tauwetter“, und das Klima änderte sich. Internationalismus und Klassenherkunft waren nicht länger mehr von solcher Bedeutung, und es war vollkommen in Ordnung, öffentlich zu diskutieren, wer in der Fakultät jüdischer Herkunft sei. So waren Juden wieder zu Juden geworden.

Nachdem ich also das Institut für Journalistik der Warschauer Universität abgeschlossen hatte, ging ich direkt zum Warschauer Jüdischen Theater und machte jedem – auch mir selbst – damit klar, daß ich Jude war. Instinktiv spürte ich, daß ich meine Wahrheit eher in der Kunst als in der mich umgebenden Wirklichkeit finden konnte, die von Kazimierz Brandys ganz zu Recht „Nichtrealität“ genannt wurde (man vergleiche sein Buch „Nierzeczywistość“ – unreality – „Nichtrealität“). Bei meinem Bühnendebüt zeigte ich mich als ein Jude in einer Bauernkate, und von der Vorderbühne, über die Köpfe der Zuschauer hinweg, sprach ich über die Kleinstadt, die mit all meinen Verwandten ermordet worden war. Ich wurde kein regulärer polnischer Schauspieler, denn davon gab es mehr als genug, sondern ein jüdischer, weil es so wenige beim Versuch gab, die Toten ins Leben zurückzubringen oder korrekter gesagt, sie „weniger tot“ zu machen, wie es Oriana Fallaci ausdrücken würde.

Mein literarisches Debüt, ungefähr zur gleichen Zeit, war „Die Antigonetruppe“ („Ekipa Antygony“), eine Kurzgeschichte über eine Arbeitsgruppe, die Exhumierungen von Opfern des Nazismus durchführte. Die nachfolgenden Kurzgeschichten trugen Titel wie „Das Grab“ und „Die Pyramide“. Eine Pyramide ist ebenfalls ein Grab, lediglich größer, und sie hält viel stärker die Erinnerung an die Toten wach. Ich wurde zu einem Schriftsteller der Toten, weil die Lebenden genug ihrer eigenen Schriftsteller hatten. Ich ernannte mich zum Wächter des großen Friedhofs, von Gräbern, die nicht außerhalb unserer Erinnerung existieren. Ich wachte, auf daß keines dieser Gräber entweiht wird. Für mich hatte ich einen fast leeren Platz in der polnischen Literatur gewählt, und ich hatte Zweifel, ob ich diesen Gegenstand angesichts eines solchen Traditionsbruchs und ohne entsprechende Kenntnisse des Hebräischen, des Talmud oder gar der Thora bewältigen könnte. Ich kannte weder die Geburtsorte noch die Geburtsdaten meiner Großeltern, und ich wußte nur annähernd die Daten ihres Todes. Aber ich mußte meine Stimme erheben, weil ich unter den nicht-jüdischen Autoren nicht nur auf fehlendes Wissen, sondern auch auf aufrichtiges Mitleid stieß, wenn sie dieses Thema berührten.

Ich bemerkte gleichfalls grundlegende Auslassungen. Der polnische Schriftsteller Jerzy Andrzejewski, der bereits 1943 mit seiner Novelle „Wielki Tydzień“, auf deutsch „Die Karwoche“ (Dresden 1950) resp. „Die Warschauer Karwoche“ (Berlin/Weimar 1966), den Versuch unternommen hatte, über den Holocaust zu schreiben, beschrieb gleich nach dem Krieg in seinem bekanntesten Roman „Popiół i diament“, auf deutsch „Asche und Diamant“ (Berlin/Weimar 1964), der erfolgreich von Andrzej Wajda verfilmt wurde, eine typische polnische Kleinstadt im Frühjahr 1945 ohne ein einziges Wort über die Juden. Während über die Asche einer Generation diskutiert wurde, unterließ er es, den Berg jüdischer Asche oder den leeren Platz, der in fast jeder polnischen Stadt nach dem Kriege so augenscheinlich war, zur Kenntnis zu nehmen. Auch Tadeusz Konwickis „Mała apokalipsa“, auf deutsch „Die polnische Apokalypse“ (Frankfurt a.M. 1982), eine meisterhafte Mischung von Bildern aus Warschaus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, erwähnt die jüdischen Einwohner nicht – ein Drittel der Bevölkerung –, die 1942 zu ihrer Vernichtung geführt wurden, der größte Todesmarsch in der Geschichte irgendeiner Stadt. In der Stadt, wo Janusz Korczak (Henryk Goldszmit) – wahrscheinlich der echtste Heilige des Jahrhunderts – geboren wurde, der sein ganzes Leben umsonst gearbeitet hatte und sie wegen seines Märtyrertodes verlassen mußte, tauchte der einzige jüdische Akzent in der Geschichte in der Person eines miserablen Parteiapparatschiks auf.

Sogar Tadeusz Borowski, einer der wichtigsten Schriftsteller über Auschwitz, hatte nicht versucht, dem jüdischen Kern der Sache nahezukommen. Sein Auschwitz scheint universal, fast abstrakt zu sein. Ich stimme mit Alfred Alvarez überein, daß Borowski „es schaffte, voll und ganz die Konzentrationslagererfahrung zu vermitteln“, in einem durchaus passenden, „brutal direkten“ Stil, indem er den Versuch unternommen hatte, die nackten Tatsachen klar, scharf und ohne Kommentar aufzuzeichnen. Doch ich erhebe Einspruch gegen seine Universalisierung oder Abstraktion. Für mich ist der Holocaust ganz speziell, konkret und jüdisch. Als Schriftsteller versuche ich, was ich nur kann, von dieser verbrannten konkreten Welt (denn nur eine konkrete Welt kann brennen) zu bewegen. Ein viel ernsthafteres Herangehen war das von Zofia Nałkowska in ihren „Medaliony“, deutsch „Die Medaillons“ (Berlin 1956), eine Sammlung, die sich auf Zeugenaussagen stützt, die sie während ihrer Arbeit in der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen zusammentrug. Einige dieser Geschichten bestehen fast ausschließlich aus persönlichen Berichten interviewter Überlebender, von Menschen, die – wie der polnische Literaturhistoriker Kazimierz Wyka bemerkte – „nicht wußten, wie sie über diese Greuelthaten sprechen soll-

ten“. Doch die bündigen, kurzen Sätze dieser Schilderungen verfügen über mehr emotionale Wirkkraft als die eloquentesten Wendungen der literarischen Tradition. Lange Pausen der Stille füllen diese Sätze, um das Fehlen passender Worte zu unterstreichen und – wie es die Literaturwissenschaftlerin Helena Zaworska ausdrückte – „zu verdeutlichen, daß der Völkermord vom Schweigen begleitet wurde“. Auf der anderen Seite spricht selbst ein ungebildeter Jude (in der Geschichte „Der Mensch ist stark“) „feierlich, als würde er aus der Heiligen Schrift zitieren“. Nalkowska vermied wie Borowski Erläuterungen oder direkte Kommentare außer in ihrem berühmten Motto „Menschen haben Menschen dieses Schicksal bereitet“, das den historischen Tatbestand verdunkelt, daß die Menschen dieses Schicksal für entmenschlichte Juden vorgesehen hatten. Das Konzentrationslager von Auschwitz hätte ohne den Holocaust und ohne die Juden existiert haben können. Doch nicht das Auschwitzer Todeslager mit seinen grausamen Dimensionen. Erstklassige Literatur hat die zu rechtfertigende Ambition zu verallgemeinern und zu universalisieren. Doch im Falle des Holocaust bildet das Herz der ganzen Angelegenheit ihre historische Wahrheit, eine Universalisierung verfälscht diese. Im Gegenteil, zur Nürnberger Definition war dieses Verbrechen nicht „gegen die Menschlichkeit“, sondern gegen die Juden geworden. Und der Menschlichkeit gemäß – wenn man nach seinem universalen Aspekt sucht.

Der eigenartigste Fall in der Literatur über Auschwitz ist Krystyna Żywulskas 1946 veröffentlichtes Werk „Przeżyłam Oświęcim“, in der deutschsprachigen Ausgabe „Wo vorher Birken waren. Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau“ (München 1979). In ihrem persönlichen Bericht als junge Überlebende des Lagers nimmt Żywulska Beschreibungen ihrer kurzen Begegnungen mit jüdischen Frauen und Kindern auf, die auf dem Weg von der Eisenbahnrampe in die Gaskammern „abgefertigt“ wurden. Mit aufrichtigem Schmerz bekennt sie, daß die einzige Möglichkeit, als Gefängnisangestellte dieser Todesfabrik den Opfern zu helfen, darin bestand, die Wahrheit vor ihnen zu verbergen. Mit unbedingtem Stolz erwähnt sie den Heroismus von vier jüdischen Frauen aus der Munitionsfabrik, die Schießpulver lieferten, damit die Männer des Sonderkommandos in der Lage waren, das Krematorium in die Luft zu sprengen. Mit ähnlichem Stolz berichtet sie über die junge jüdische Frau, die auf ihrem Weg zur Gaskammer einen SS-Mann angriff und ihn mit ihrer eigenen Pistole tötete. Doch das Seltsamste ist, daß Żywulska niemals zugibt, daß sie selbst Jüdin ist, obgleich das Buch eine Erzählung ist, die in der ersten Person geschrieben ist, mit dem Namen „Żywulska“ sowohl auf dem Umschlag als auch im Text und ohne jeglichen

fiktionalen Versuch. Als Nichtjüdin wegen Handels mit gefälschten Lebensmittelkarten verhaftet, verbirgt sie aus verständlichen Gründen sowohl vor der Gestapo als auch in Auschwitz ihre jüdische Herkunft. Doch sie setzt ihr Lügen sogar nach der Befreiung fort, ihren eigenen Lesern gegenüber, indem sie manchmal eine fast antisemitische Haltung einnimmt: „Ich muß versuchen, es auf eine düstere Art und Weise zu sehen. Also, sie töten die Juden eben, weil von den Juden behauptet wird, daß sie schuldig sind und den Krieg verursacht haben.“ Wohlüberlegt beschreibt sie, wie sie, wie die anderen, ihr Lebensmittelpäckchen zu Weihnachten erhält, zusammen mit einer Oblate und einem Zweig vom Weihnachtsbaum, und sie präsentiert sich damit als eine treu diesen Feiertag begehende Person: „Wir zogen speziell für diesen Anlaß vorbereitete Kleider an. (...) In festlicher Stille sagte ich mein Gedicht auf“ – das den Refrain eines bekannten polnischen Weihnachtsliedes trägt – „Gott wird geboren“. Weiter: „Wir zündeten die Kerzen an unserem Weihnachtsbaum an (...), und wir sangen lange Zeit Weihnachtslieder.“ Ich kenne keinen anderen derartigen Betrug in der Literatur. Nach dem Krieg wurde Żywulska Herausgeberin einer Warschauer satirischen Wochenzeitschrift, und niemand wußte, daß sie eine Jüdin war, bis sie plötzlich 1963 ihr Buch „Pusta woda“, in der deutschen Ausgabe „Leeres Wasser. Roman nach authentischen Erlebnissen“ (Darmstadt 1980), vorlegte, in dem sie ihre Erfahrungen aus dem Warschauer Ghetto, den Übergang auf die arische Seite, das Sich-Verstecken unter dem angenommenen Namen „Krystyna Żywulska“, die Verhaftung wegen illegalen Handels und die Deportation ins KZ schildert. Die Frage, weshalb sie nach so vielen Jahren ein Geständnis ablegte und zu ihrer wahren Identität zurückkehrte, ist Teil derselben Holocausterfahrung wie die Frage, warum sie das so viele Jahre lang verborgen gehalten hatte.

Der Auffassung Adornos folgend, daß Literatur nach Auschwitz unmöglich sei, erklärt Aharon Appelfeld, daß „der künstlerische Ausdruck nach dem Holocaust unvereinbar, ja widerlich erscheint“, weil „Kunst nicht ohne Grund in unserem Verstand mit der Sphäre der europäischen Kultur verbunden war, deren Opfer wir geworden sind“ (aus „Horror and Art“, Vortrag von Appelfeld auf der Versammlung der Versteckten Kinder in Jerusalem 1993). „Der Schmerz und das Leiden verlangten entweder nach Stille oder nach ungezähmten Entrüstungsstürmen“ oder aber nach „einer besonderen Art des unvermittelten Berichts, einfach und aufrichtig jenen schrecklichen Ereignissen gegenüber (...) die Art und Weise, wie eine Person über die Ereignisse ihres Lebens spricht, wie schrecklich sie auch sein mögen, gehörten sie doch zu einem ganzen Leben“ – sagt Appelfeld, der als Kind den Holocaust überlebte. Er bemerk-

te auch, daß ein solch unvermittelter Bericht in den Äußerungen von Kindern vernommen werden kann.

Eine solche Äußerung ist Bogdan Wojdowskis Roman „Chleb rzucony umarłym“, in der deutschen Übersetzung „Brot für die Toten“ (Berlin 1974), das beste epische Werk über das Warschauer Ghetto, dessen Druck bis 1971 durch antisemitische Nötigungen und eine offene anti-jüdische Kampagne im Polen der späten 60er Jahre gestoppt worden war. Brot, das Hauptthema des Buches, war wichtiger als das Leben geworden, sowohl für die Kinder, die es über die Ghettomauer schmuggelten, als auch für ihre Eltern. Indem sie sich ihren Broterwerbsfunktionen anpaßten, entwickelten sie animalische Instinkte und die Taktik, Sicherheit in der Menge zu suchen. Sie „rannten direkt nach vorn in einer Bande, und der Aufseher konnte in großer Eile zwar ein paar Schüsse abfeuern, ein oder zwei auf der Stelle töten, doch der Rest würde gesund und munter mit einem Freudengeheul die Mauer übersteigen“.

Der Roman besteht aus chaotischen Dialogen, hinterlassenen Aufzeichnungen mit einer großen Zahl von Stimmen. Die Szenen werden nicht der traditionellen Mode entsprechend vorgestellt, und sie werden nicht durch große Pointen aufgebaut und abgeschlossen. Sie tauchen plötzlich, spontan auf und verschwinden wieder, werden durch andere Handlungsorte ersetzt. Damit wird die chaotische Wirklichkeit im überfüllten Ghetto imitiert. Ein paralleles Thema ist die konstante Reduzierung des Menschen – wie in zahlreichen Szenen von Diebstahl, Raub, Prostitution oder Gotteslästerung. Kinder, „Ratten“ genannt, zogen den Toten die Goldzähne heraus, um Brot für die Lebenden zu kaufen. Wojdowski klagt diese Täter nicht an – sie alle waren Opfer ihrer außergewöhnlich unmenschlichen Lebensbedingungen. Er verweist auch nicht auf Heldentaten, die im herkömmlichen Sinne für die Ghettowirklichkeit völlig unangebracht waren. Er vermeidet aber auch die literarische Bedeutung von Symbolen, als hätte er Angst, die Opfer damit zu beleidigen. Die Ghettowirklichkeit paßte nicht in derartige literarische Dimensionen. Dafür führt er zahllose Details an, denen das Gewicht von Symbolen zukommt.

Ich war sechs Jahre jünger als Wojdowski, ich sah und wußte weit weniger als er. Aus diesem Grunde konzentriert sich mein persönlicher Bericht „Żydowska wojna“, in der deutschen Übersetzung „Der jüdische Krieg“ (Frankfurt a.M. 1972) auf die Erfahrungen meiner Eltern, und seine zwei Teile tragen absichtlich die Titel: „Der Vater“ und „Die Mutter“. Die Ereignisse, von denen das Kind Zeugnis ablegt und die in den Handlungen der Eltern reflektiert werden, bildeten einen simultanen doppelten Standpunkt: eines vertrauten Augenzeugen und eines Außenseiters. Der

Versuch führte zu epischen Porträts und zu Beschreibungen provinzieller polnischer Juden, die, bei aller Anfälligkeit ihrer Situation, um das Überleben auf die einfallsreichste und erfinderischste Art kämpften, die möglich war. Sie fochten einen Krieg aus, doch als Zivilisten hatten sie keinen Zugang zu Waffen und standen gegen den mächtigsten und skrupellosesten Feind. Die Geschichte unterstreicht nicht nur die Abwertung des menschlichen Lebens im Verhältnis zu Besitz und Geld, sondern zieht auch bittere Schlußfolgerungen über den Zustand der Zivilisation wie bei der Beschreibung der Ermordung des Vaters: „Man kann sich immer auf das Geld verlassen. Geld beweist, daß man menschlich ist, dachte er. Und wenn du dafür getötet wirst, dann wirst du nicht wie ein Tier getötet, sondern wie ein menschliches Wesen, wegen des Geldes ...“ Ich kannte Appelfelds Ansichten in den 60er Jahren noch nicht, als ich den „Jüdischen Krieg“ und seine Fortsetzung „Der Sieg“ schrieb. Aber da ich wie er ein Kind des Holocaust war, versuchte ich die Geschichte so zu erzählen, wie sie mir erschien: aufrichtig, ohne rhetorische, stilistische Ornamente oder irgendwelche anderen literarischen Künsteleien. Ich behalte ein solches Herangehen auch bei, wenn ich die Geschichte anderer Kinder des Holocaust – wie in meiner letzten Sammlung „Drohobycz, Drohobycz ...“ (das Buch ist [Wien 2000] in deutscher Übersetzung erschienen) oder in einem dokumentarischen Oratorium „Dzieci Syjonu“, deutsch „Die Kinder Zions“ (Leipzig 1995) erzähle – mit ihren Stimmen, ihren natürlichen Einschränkungen, minimalistischen Ausdrucksmitteln, ohne tendenziösen Kommentar, Interpretation oder Manipulation. Ich stimme mit Appelfeld überein, daß die unabhängige Sicht eines Kindes die aufschlußreichste und die beste „literarische“ Methode ist, über den Holocaust zu berichten.

1993 erschien ein Augenzeugenbericht, der sehr hilft, die Erfahrung des Holocaust zu verstehen. Er wurde 1943 von Cael Perechodnik, einem intelligenten, gebildeten jungen Mann geschrieben, der der Jüdischen Polizei im Getto von Otwock bei Warschau beigetreten war, in der Hoffnung, damit seine Familie und sich selbst zu schützen. Vom Schuldigkeitsgefühl überwältigt, nachdem die Rettung seiner Frau und seines einzigen Kindes scheiterte, griff er zur Feder, um an sie zu erinnern und sie zu rächen. Seine Memoiren – sehr unpassend von den Herausgebern betitelt: „Czy ja jestem mordercą?“ („Bin ich ein Mörder?“; Warschau 1993) – stellen nicht nur ein bitteres Selbstporträt eines gepeinigten Menschen dar, der physisch und moralisch von einem perfiden Feind gefangenengenommen wurde, sondern auch einen detaillierten Bericht über die Mechanismen des Holocaust mit scharfen Beobachtungen von Verhaltensweisen der Opfer, der Täter und all jener, die auf einer dünnen Linie dazwischen liefen. Hier ein Zitat für jene, die weiter über die Frage der

sogenannten jüdischen „Passivität“ nachdenken: „In jeder Stadt, in der es eine *Aktion* gab, wurden die Ghettos vom Mob umzingelt, der sich an der herkömmlichen Jagd auf Juden (...) mit Schlägern beteiligte. Sind viele Juden durch ihre Hände verschwunden? Zahllose! Bestenfalls nahmen die Schläger Geld von den Juden, als sie an die Gendarmen auszuliefern. In jedem Fall war es ein Todesurteil. Was konnte ein Jude mit Geld anfangen? Er konnte selbst zum Gendarmen gehen und um eine Kugel bitten.“ Ihres Geldes und ihrer Kleidung beraubt, erpreßt oder anonym angezeigt, betrogen, belogen und ausgesetzt sogar von Menschen, die ihnen ostentativ Unterkunft angeboten hatten, kamen die Juden aus ihren Versteckplätzen heraus und gingen in die Ghettos zurück, um lieber mit anderen Juden zu sterben, als unter Feinden zu leben. Ein schneller Tod war oft das Beste, auf das sie hoffen durften: „Juden drängten sich am Tor; sie wollten so schnell wie möglich zum Exekutionsplatz gehen. Jede Minute ist kostbar für sie. Schnell, schnell! Praktisch rennen sie; sie werfen sich auf den Boden, damit die Kugeln der Erlösung sie erreichen und ihre schmerzenden Herzen besänftigen (...) nur nicht Grausamkeiten erleiden, bevor man getötet wird.“ Und was geschah den meisten von denen, die vom Zug nach Treblinka sprangen? „Wenn Kejzman sein späteres Schicksal gewußt hätte, dann wäre er nicht herausgesprungen (...) und ihr, hilflose Frauen, ihr hättet ihn nicht beneidet“ – sagte Perechodnik. Im letzten Kapitel, seinem Vater gewidmet – ein tapferer und findiger Mann, der trotzdem fiel, „besiegt von einem anonymen (Informanten), mit dem zu kämpfen unmöglich war“ –, zieht Perechodnik eine bittere Schlußfolgerung: „Wir sind von Feinden umgeben, von denen ein jeder uns auflauert. Man kann sich nicht vor einer Million Augen schützen. Menschliche Schweinerei ist der größte Verbündete der Deutschen in ihrem Kampf gegen die Juden.“

Hauptmann Scott O’Grady, der amerikanische Pilot, der über Bosnien abgeschossen worden war, der sechs Tage auf feindlichem Territorium überlebte, erntete wohlverdiente Anerkennung als tapferer und einfallreicher Kämpfer. Doch ein paar jüdische Teenager hielten es einen ganzen furchtbaren Monat aus – den November 1942 –, bis sie in das Krakauer Ghetto zurückkehrten. Ihre Tapferkeit ohne Happyend ist Gegenstand von Miriam Akavias autobiographischer Geschichte „An End to Childhood“ / „Beendete Kindheit“ (London 1995, eine Übersetzung aus dem Hebräischen), die von einem Rezensenten als eine Geschichte der „Entfremdung und des Aufgebens“ beschrieben wird. Sie liefen auf dem dünnen roten Grat zwischen Leben und Tod in einem Gebiet, in dem das Recht, eine weitere Woche, einen weiteren Tag oder Nacht zu leben, für einen erpresserischen Preis gekauft werden konnte; wo man sich durch

Bürgerschaft aus den Klauen eines Gestapoagenten, aber nicht eines Erpressers befreien konnte, der zuerst all dein Geld nimmt und dich dann an deinen Feind verkauft; wo sogar Mitglieder des Untergrunds sich weigern, dich in ihrem Haus zu behalten, „weil du unser Leben gefährden würdest“. Mit anderen Worten war es akzeptabel, Leben für einen nationalen Zweck zu riskieren, aber nicht, um Juden zu retten. Das Strafmaß war dasselbe, aber im ersten Fall waren deine Nachbarn deine Verbündeten, während im zweiten sie deine Feinde waren (ein wichtiger Faktor, wenn man den Grad des Terrors in verschiedenen von Nazis besetzten Ländern diskutiert). Und dennoch, sogar unter solchen Bedingungen überlebten einige Juden, darunter Kinder bis zu ein oder zwei Jahren – bei klirrender Kälte und erstickender Hitze, bei Durst und Hunger, indem sie oft ihren Atem und ihre Blase für Stunden (an)hielten, eine Haarsbreite entfernt von den Stiefeln der Mörder. Und jene waren keine trainierten, gut ausgerüsteten Militäroffiziere.

Piotr Matywiecki, ein gestandener Dichter, der 1943 geboren wurde, nachdem es seinen Eltern gelungen war, aus dem Warschauer Ghetto zu fliehen, veröffentlichte 1994 einen 500 Seiten zählenden poetischen Essay mit dem Titel „Kamień graniczny“ („Grenzstein“), der eine breite Auswahl von Zusammenfassungen, Exzerpten und Dokumenten über das Warschauer Ghetto enthält – ein Beweis, daß „der Tod niemals unpersönlich ist, selbst bei einem Genozidtod im Massenmaßstab, daß jeder einzelne dieser Menschen einen separaten Tod hatte und eine separate Zeit und einen Todesort, selbst wenn nur für einen Augenblick.“ Matywiecki betrachtet den Holocaust als eine generelle Abwertung von Verbrechen, Strafe, Scham und des Bösen und somit als einen Wendepunkt für unsere Zivilisation, und er unterstreicht die Gesamtheit des Holocaust: „Das menschliche Wesen geht mit allem zugrunde – Zeit, Raum, Sinn und Sinnlosigkeit.“ Er legt auch großen Wert auf die verheerenden Konsequenzen des Holocaust: „Wenn man erkennt, daß alles verlorengehen kann“, verliert man die zeitliche Perspektive für jegliche menschliche Aktivität; „die Zeit wird zu einem Moment, und deshalb ist das, was wir jetzt erfahren, die ‚Unmittelbarkeit des Lebens‘ ohne Zeit.“ Die Schlußfolgerung für die Literatur lautet somit: Es kann kein glückliches Ende in einer Holocaustgeschichte geben.

Es dauerte Jahrzehnte, bis selbst die aufgeklärtesten Geister den Unterschied zwischen dem Holocaust und „gewöhnlichen“ Völkermorden oder Kriegsverbrechen, die in der ganzen menschlichen Geschichte begangen wurden, anerkannten. Selbst Czesław Miłosz, dessen Dichtung und Essays tiefste Einsicht in das 20. Jahrhundert verraten, drückte (in seinem Nobelpreisvortrag 1980) seine „Furcht“ darüber aus, daß die

Wahrnehmung des Holocaust „graduell eine Transformation durchläuft, in der das Wort nur der Geschichte der Juden gehört, als ob Millionen von Polen, Russen, Ukrainern und Gefangene anderer Nationalitäten nicht auch Opfer dieser Verbrechen geworden wären“. Miłosz und ich waren beide 1943 in Warschau. Ich war sechs, er war 31. Aber ich überlebte mit einer Chance von eins zu tausend, während es an der Tatsache, daß er am Leben geblieben war, nichts Ungewöhnliches gab. Ich war beides, Jude und Nichtjude zu jener Zeit, und ich erinnere mich nur zu gut, daß mich niemand zu töten versuchte, als ich zu „Henryk Krzyżanowski“ geworden war, einer von „Millionen von Polen“. Das war der Unterschied.

Ich habe nur sehr wenig Zeitgenossen. Meine Kollegen und Rivalen, meine Freunde und Liebhaberinnen und vielleicht meine treue Ehefrau gehörten zu jenen 1,5 Millionen jüdischen Kindern, die inmitten der europäischen Zivilisation ermordet wurden. Zwischen den Generationen, zwischen den Toten und den Lebenden, zwischen den Juden und Polen gehöre ich weder hierhin noch dorthin, bin zur selben Zeit weder hier noch dort. Das mag für einen Schriftsteller und Dichter durchaus ein bequemer Beobachtungspunkt sein, weil ich von hier beträchtlich mehr sehen kann als andere. Doch was ich sehe, ist nicht erfreulich und vergrößert nicht mein Vertrauen in die Menschheit. „Verflucht sei der Mensch, der dem Mensch vertraut“, warnte Jeremiah (17,5) vor langer Zeit, doch der Humanismus hat sich von diesem Fehler nicht ferngehalten. Die Juden haben oft Gott gegrollt und ihn beschuldigt, sie im Stich gelassen zu haben. Doch nach Auschwitz ist es noch einfacher geworden, an Gott zu glauben, als den Menschen zu glauben. Nach der Erfahrung des Holocaust besteht der „Humanismus“ im Mißtrauen der Menschheit gegenüber. Wir können tapfer, schön, charmant, schlau, sogar gut sein. Wir können bewundert, verehrt, erfreut, sogar geliebt werden. Doch man kann uns nicht trauen. Wir mögen unser unveräußerliches Recht auf Glück, Freude oder wenigstens Spaß behalten – es besteht kein Anlaß, dem Teufel den Sieg zu überlassen –, doch sollten wir ihm immer zuvorkommen.

Jeder Schriftsteller hat seine eigene Welt, und nicht alle müssen über den Holocaust schreiben. Doch die Wirklichkeit nach Auschwitz besitzt neue Dimensionen und neue Bezugspunkte (der Begriff der Tragödie eingeschlossen), die in der authentischen Literatur berücksichtigt werden müssen, so wie das Czesław Miłosz bereits 1943 in seinen Poemen „Biedny chrześcijanin patrzy na getto“ („Ein armer Christ schaut auf das Ghetto“) und „Piosenka o końcu świata“ („Lied vom Weltenende“) verdeutlichte, die eine eindeutige Schlußfolgerung besitzen: „Innego końca świata nie będzie, innego końca świata nie będzie“ („Es wird kein anderes Weltenende geben, es wird kein anderes Weltenende geben“).

*Pamięć / Gedenken*²

Aus der Erinnerung tauchen Bruchstücke auf
 Artilleriestraße Grenadierstraße Dragonerstraße
 Trümmer von Wänden Fenstern und Türen der mit
 dreiundsechzig Zügen Deportierten

Kerzen kehren in die vergessenen Fenster zurück
 und eine Mutter steht wieder in der Küche
 hinter der durchsichtigen Tür von Nummer 23a
 ein Kinderwagen schaukelt noch
 hinter der gläsernen Wand Rückerstraße 4
 und Stille haltt wider von den Grammophonplatten
 um 1930

Noch warm sind die Gerichte in der Garküche der 137
 bewacht von Mützen der Polizei des Jahres 1923
 und die Burschen vor dem Lesesaal
 sind für immer Burschen geblieben
 und das Familienblatt Jüdische Rundschau und Der Staatszionist
 haben die noch nicht schlimmsten Geschehnisse des Jahres 1935
 bewahrt

Die konkurrierenden Fleischläden auf der Mulackstraße 32 und 37
 sind zurückgekehrt
 und die Gebetbücher an der Ecke Schendelstraße
 und das Schweigen in den verschwundenen Gebetsraum
 auf der Grenadier- (heute Almstadtstraße)
 von wo aus der Rabbi Bisoyner (Abraham Mordechai Grynberg)
 seine Gebete gen Himmel schickte
 und in der Wohnung auf der Alten Schönhauser
 schimmert weiß noch ein Bart

In die Grenadierstraße 7 kehrten einzelne hebräische Buchstaben
 zurück
 und Hüte, die niemand trug
 verneigen sich vor Nummer 24
 und auf der Gipsstraße 12 drei Assimilierte wie aus Gips
 rasierte Köpfe und Bärte und unschuldige deutsche Schnauzer
 der zwanziger Jahre
 und auf der Steinstraße 22 ist jemand zu Stein erstarrt
 vis à vis der Taubenhandlung 1933

² Im März 1995 nach dem Betrachten des Albums von Shimon Attie, *The Writing on the Wall: Projections in Berlin's Jewish Quarter*, und nach dem Lesen der Erinnerungen von Erwin Leiser, *The Scheunenviertel in Berlin: Remembering Vanished People and Streets*, sowie des Essays von James E. Young, *The Counter-Monument: Memory against Itself in Germany Today* entstanden; aus dem Polnischen übersetzt von Hans-Christian Trepte, Leipzig.

Die Gebrüder Katz wieder in der guten Lage
von Kleiner August- und Linienstraße
diskrete Schatten in der Konditorei der 11a
und in der Kaschemme „Münzglocke“
und im Tor der Nummer 2 verkauft jemand
Hemden weiß wie der Tod
und ein Knauf im Fenster leuchtet auf wie der Stern Davids

Die Artilleriestraße 28 wurde wie die ganze Straße umgetauft
und nennt sich jetzt Tucholskystraße 34
doch die frühere Mieterin fand zurück
und auch die zerschossenen Buchstaben
in die umgetaufte Wand der Talmud-Thora
und der Schmerz aus dem Israelischen Krankenhaus
in der Lothringerstraße 40
und der Filmvorführer mit den Händen in der Tasche
fand mitten in das Dunkel
des ältesten Berliner Kinos zurück
treffend „Biograph“ genannt

Hier dachte Mendelssohn nach und Fontane trank seinen Kaffee
an der Ecke Weinmeister- und Schönhauserstraße
Martin Buber und Gerschon Scholem teilten an die Armen Glauben aus
in der Dragonerstraße im Volkshaus
und Bienchen Felice Bauer schrieb an Kafka
daß es hier mehr Nektar als in den Blumen von Marienbad gibt

Zu acht schlief Granach in einem Zimmer
auf der Lothringer am Schönhauser Tor
und er arbeitete auf der Grenadierstraße in einer Bäckerei
in der er gern als berühmter Schauspieler zurückkehrte
um zu zeigen wie man den Chala-Teig flechtet
Mehring sah hier den „Kaufmann von Berlin“
Döblin sein „Berlin Alexanderplatz“
und Joseph Roth die „traurigste Straße“
wo die lustigsten Melodien weinen

Bisoyner kaufte koscher ein in der Alten Schönhauser
und in der Grenadierstraße Geschütze
und Panzerwagen des Freikorps im März 1919
auf der Mulackstraße wurden 1923 jüdische Geschäfte geplündert
und auf der Großen Hamburger erschoss ein Zuhälter der
Kommunistischen
einen Zuhälter der Nationalsozialistischen Partei
im Januar 1930
und es spritzte das Horst-Wessel-Lied hervor

Alle Pässe erstarben nach dem tödlichen Münchener Abkommen
und einen Monat später fiel die Gebetsstube

unter die schweren Stiefel
 doch Bisoyner wurde von Gott geschützt
 nur seine sterbliche Hülle
 (die noch warm war) fanden sie in der Wohnung
 und das ganze Scheunenviertel folgte seiner Totenbahre
 und kehrte nicht zurück

Schon lange sind die Züge abgefahren
 doch immer noch schauen die Gesichter
 über die Dächer der Waggons
 hängen über den Bahnsteigen
 liegen überfahren auf den Gleisen
 und in Dresden hinterließ jemand
 die letzte Nummer der Monatszeitschrift „Zukunft“

Shimon Attie durchleuchtete Wände und regte ein Happening an
 doch nur einer der Anwesenden kam
 um seinen Großvater zu suchen, den er niemals gesehen hatte
 ein zweiter goß einen Kübel Wasser vom ersten Stock
 ein dritter rief die Polizei da er sich fürchtete
 daß man ihn für einen Juden hält
 und ein vierter schrie daß sein Vater legal
 das Haus 1938 gekauft hatte

Der Minimalist Sol Lewitt legte eine Form aus schwarzen Steinen aus
 wie ein Sarg vor dem kostbaren Palast der Münsteraner Universität
 und widmete diese den Nichtanwesenden
 was sowohl die Ästheten als auch die Steuerzahler in Rage versetzte
 und es kam zu einer Debatte ob denn die Vergangenheit
 so viel Raum einnehmen sollte
 danach tauchten Grafitti und politische Lösungen auf
 und selbst den Chauffeuren wurde es zu schwer mit ihren
 Limousinen darum zu manövrieren
 nachdem man also die Meinungen von Historikern und Philosophen
 eingeholt hatte
 wurde die ganze Angelegenheit Technikern mit Preßluftschlämmern
 anvertraut
 und das Denkmal für die Abwesenden in Münster
 geriet zur Abwesenheit des Denkmals

In Hamburg wo ziemlich viel Raum übriggeblieben war
 fügte Margrit Kahl auf der Erde das steinerne Gesicht der Synagoge
 zusammen
 dort wo sie der Erde gleichgemacht wurde
 und Jochen und Esther Gerz stellten einen schwarzen Schornstein auf
 („man hätte dafür hundert Meter Autobahn erneuern können“
 „und wenn wenigstens Rauch daraus käme“ raunten die Pragmatisten)
 auf dem jeder etwas schreiben

und eine Unterschrift setzen konnte
(„Das Hakenkreuz ist auch eine Unterschrift“
Und Obszönität Dummheit Haß
sind authentisch wie die Fingerabdrücke)
und jeder darf sich verewigen

Der Kaufmann Sigmund Aschrott liebte
seine Heimatstadt Kassel
und stellte ihr einen neogotischen Springbrunnen auf
den man mit allen Juden verurteilte und zuschüttete
und als Blumen emporwuchsen wurde gesagt
daß die Engländer den Springbrunnen bombardiert hätten
also grub Horst Hoheisel den Brunnen aus und stellte
ein Phantom des Springbrunnens hinein
das jeder sieht der hinschaut

Es fällt schwer sich zu erinnern, daß sich auf der Sonnenallee in
Neukölln
kein Sportplatz sondern ein Außenlager befand
für Frauen aus Sachsenhausen und aus dem Lodzer Ghetto
also schrieben die gewissenhaften Fotozellen von Norbert Radermacher
auf den Gehwegen und an den Wänden
Worte aus, die man nicht wegwischen kann
und wer ihnen ausweichen will, der muß
daran denken was er umgehen will
und darauf beruht dieses Denkmal

Studenten fahren ins Lager
nach Landsberg Neuengamme Dachau
zu Ausgrabungen
von sehenswerten historischen Plätzen
und sie jäten das Gras im Niemandsland
in Auschwitz zwischen den Drähten
arbeitsam wie ihre Väter
die zweite Republik errichteten
und gewissenhaft wie ihre Großväter
das Dritte Reich

Noch niemand hat den Opfern des eigenen Verbrechens Denkmäler
errichtet
und nirgendwo ist das Gedenken
selbst eine Debatte so schwer
stellt Professor James Young fest der weiß
wieviel Gedenken ein Denkmal begraben kann
und er schlägt vor diese schwere
nonfigurative Debatte
niemals zu beenden